

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 225. Bromberg, den 21. November 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von **Karl Emil Franzos.**

(9. Fortsetzung.

Achtes Kapitel.

So ward Senders Wunsch erfüllt, wenn auch in recht sonderbarer Weise: der einstige Wiener Legionär Heinrich Wild wurde sein Lehrer und Moritz Hartmanns „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“ sein Fibelbuch.

Von solchem Lehrer und aus solcher Fibel lernt sich mehr, als das bloße Lesen. Es ging in den nächsten Monaten etwas wirr zu im Kopfe des Pojaz. Wenn die Morgensonne aufsteigt, muß sie einen harten Strauß kämpfen mit den Schatten der Nacht, den Dünsten der Dämmerung. Heinrich Wild hatte da ein schweres Stück Arbeit übernommen.

Aber er vollführte es gern, nach bester Kraft und mit wachsendem Eifer. Es war nicht leicht, zu entscheiden, ob sich Lehrer oder Schüler mehr nach diesen Stunden im einsamen Gemäuer sehnten. Sie mußten auf getrennten Wegen emporschleichen und es hatten beide oft rechte Mühe, sich unbemerkt davonzustehlen. Aber sie kamen dennoch pünktlich, weil sie einander lieb hatten, weil sie einander boten, was jeder bedurfte: der Schüler dem Lehrer ein empfängliches, teilnehmendes Herz, der Soldat dem armen Judenjungen den Einblick in die fremde Welt, nach der er sich sehnte, das Mittel zu jenem Ziel, das ihm der Leitstern seiner Tage war und der Traum seiner Nächte. . . .

„Theater!“ — In der Reimchronik stand wahrlich nichts darüber. Diese Reime, in denen ein freiheitsdürstendes Herz wettert und stöhnt, segnet und flucht, spottet und weint, hofft und verzweifelt, diese holprigen, ungefügen und doch so ergreifenden Reime schilderten wohl auch eine Tragikomödie, aber eine wirkliche und wahrhaftige, welche die Menschen selbst kurz vorher erlitten und erlebt. Das zuckende Leben der Gegenwart lag darin mit allen, allen seinen Strebungen. Darum konnte Sender ohne den Lehrer auch nicht eine Zeile davon verstehen, und der Exlegionär mußte viel erklären, besonders da Sender, nach Art seiner Genossen, unablässig neue Fragen tat. Aber mochten sie von welchem Thema immer sprechen, von Goethe oder Frankfurter Würsten, von Windischgrätz oder der Nordsee, schließlich fand Sender doch den Übergang zu dem Brennpunkt seiner Gedanken.

Da lasen sie einmal in der Chronik das schöne Gedicht: „Der arme Jude.“ Ein gebückter Hebräer schleicht zu Kossuth ins Zelt und bringt dem Diktator das Letzte, was er besitzt:

„Was mir geblieben an Geld und Gut
Und was ich gerettet: mein Leben und Blut,
Ich bring's fürs Vaterland heran,
Das ich in Ungarn neu gewann!“

Sender hatte seine Freude daran.

„Da sieht man,“ sagte er stolz, „daß wir Juden auch dankbar sind, wenn man uns gut behandelt.“

Wild bestärkte ihn in diesem Stolze und wies darauf hin, wie die Reaktion auch die Juden wieder in ihren Rechten gekürzt habe.

„Das ist wahr,“ meinte Sender. „Aber,“ setzte er zögernd hinzu, „gar so schlecht ist es doch nicht und ich könnte mich nicht beklagen —“

„Wie?“ rief der Andere erstaunt.

„Nun, Komödiant, darf der Jud' doch auch jetzt werden.“

Ein andermal lasen sie die ergreifende Klage:

„Umsonst lag Deutschland in Gebeten
Vor'm Gott der Freiheit auf den Knien — —
Mein armes Wien, du bist zertreten,
Zertreten und gebrochen ganz,
Wie Saragossa und Numanz,
Und wie die Heimat der Karthager.“

Und zu dem ergreifenden Texte wußte der arme Student aus der eigenen Erinnerung blutige, erschütternde Bilder zu malen.

Der Jüngling hörte mit glühenden Wangen zu, und seine Fäuste ballten sich. Dann versank er in tiefes Brüten.

„Das wär' schön“, murmelte er, „alle Leute möchten weinen . . .“

„Was meinst du?“

„Nämlich, wenn man das auf dem Theater nachmachen würde. Ich möchte dann ein Student sein, oder auch der alte Arbeiter, von dem Sie erzählt haben.“

„Und das ist alles, was du dabei fühlst?!“ rief Wild entrüstet. „So viel Blut, so viel Tränen, und du denkst nur, wie man es nachäffen könnte?!“

Sender fuhr zusammen und blickte ihn erschreckt an.

„Entschuldigen Sie . . .“ stammelte er. „Ich verstehe nicht . . .“

„Hast du denn kein Mitleid mit alle dem Elend?!“

„Natürlich!“ beteuerte Sender gekränkt. „Was denken Sie von mir? Aber eben darum denk' ich mir: Das wär' der Mühe wert, daß man's nachmacht . . .“

„Theater!“ Was sich nicht darauf bezog, interessierte Sender nicht, was ihm nicht dafür nützen konnte, das trieb er gar nicht, oder doch sehr ungern.

So gab er sich zum Beispiel mit dem Schreiben anfangs unmenschliche Mühe. Er hatte nur nachts in verschlossener Kammer Gelegenheit, die Vorlage seines Lehrers nachzumalen, bei Tage war er ja unter den Augen des Meisters oder der Mutter. Und so saß er beim Scheine seines dürftigen Öllämpchens Stunde um Stunde und schrieb unverdrossen wohl an die hundert Male dasselbe Zeichen oder dasselbe Wort.

Mutig kämpfte er gegen die Müdigkeit, aber einmal fielen ihm dabei doch die Augen zu, und er erwachte erst, nachdem ihm ein Stück des brennenden Dochtes auf die Hand gefallen war und eine Wunde hineingebrannt hatte. Das war ihm denn doch zu unangenehm, und als er am nächsten Tage wieder im Burghofe vor dem Soldaten stand, fragte er demütig: „Entschuldigen Sie zur Güte — aber muß ein Komödiant eine schöne Schrift haben?“

„Warum?“ fragte Wild.

„Darum!“

Und Sender wies auf die Wunde.

„Nun“, entschied der Lehrer, „eine schöne Schrift muß ein Komödiant nicht unbedingt haben, aber leserlich muß er schreiben können, wie jeder gebildete Mensch.“

Sender nickte fröhlich. Von da ab übte er allnächtlich nur eine halbe Stunde. Leserlich schreiben, meinte er, das könne er ja ohnehin. . . .

Einer anderen Mühe hingegen unterzog er sich mit größter Ausdauer. Er wollte und mußte hochdeutsch sprechen, und es gelang ihm mit der Zeit auch überraschend gut. Sein merkwürdiges Nachahmungstalent kam ihm da vortrefflich zu statten. Wie er schon einst als Kind seinem

alten Freund Fedko durch sein reines Ruthenisch schwere Zweifel an seiner jüdischen Abkunft erweckt, so setzte er nun den Soldaten durch seine reine Aussprache in Verwunderung.

Doch war die Sache nicht so glatt und hatte ihre sonderbare und komische Seite.

Wild war im Unterinntal geboren und aufgewachsen, und wenn er auch ein Schriftdeutsch sprach, so schlug dabei doch der grobkörnige, tirolische Dialekt sehr vernehmlich durch. Mit dem Richtigen horchte ihm Sender natürlich auch diese eigentümlichen Mängel ab und sprach daher das Deutsche etwa so, als wäre er in Jenbach geboren oder in einer anderen Zwingburg der katholischen Glaubenseinheit. Ferner hatte es der Jüngling wohl in der Gewalt, alle Unarten seines Jargons, soweit sie Tonfall und Aussprache betrafen, zu vermeiden, aber sein deutscher Sprachschatz war kein allzu reicher, und so mußte schließlich doch sein gewohntes Jüdischdeutsch herhalten. Kurz — Senders Rede hörte sich so an, als wenn ein Tiroler den Dialekt der polnischen Juden sprechen würde.

Es ist unbeschreiblich, wie komisch das klang. Der unglückliche Soldat, den sein Schicksal sonst nicht gerade zur Heiterkeit stimmte, bekam oft wahre Lachkrämpfe, bis Sender gekränkt rief: „Oper ichch pitte Sie, pin ichch ein geporener Deutsch?"

Da schwieg Wild, denn entmutigen wollte er den Schüler nicht, und wie die Aussprache etwa zu bessern wäre, dafür wußte auch er zunächst keinen Rat. „Das schleift sich vielleicht ab," dachte er, „wenn er erst unter gebildete Leute kommt." Hingegen erfüllte ihn der tolle Wirrwarr, der in diesem Schädel herrschte, mit bleibender Sorge, und oft genug überkam ihn der Gedanke, daß er Sender durch den seltsamen Unterricht mehr Übles als Gutes zugefügt. Die historischen Kenntnisse des Jünglings beschränkten sich auf die biblische Geschichte und die Ereignisse von 1848, aus dem Nebel, der dazwischen lag, tauchten nur die Namen der Kaiser Titus und Napoleon auf, weil sie, der eine als Feind, der andere als Freund der Juden auch im entlegensten Ghettowinkel ein unsterbliches Leben führen — daran reihten sich nun in tollem Wirbel die Gagern, Radowitz, Arndt und Robert Blum. Von fremden Völkern und Ländern wußte Sender fast nichts, und daß die Erde eine Kugel sei und sich um die Sonne drehe, glaubte er seinem Lehrer nur aus Höflichkeit. Aber was er so etwa gleichsam zufällig erfuhr, das haftete dann auch, und hatte es zu seinem Idol irgend einen Zusammenhang, so blieb es ihm vollends unvergeßlich. Da buchstabierte er einmal seinem Lehrer die Stelle vor:

„Die armen Magyaren haben's auch erfahren,
Sie büßen heut, daß vor hundert Jahren
Sie ihr: „Moriamur pro rege" riefen
Und froh in Tod und Verderben liefen,
Zu retten eine fürstige Frau . . ."

Wild erklärte ihm, daß darunter Maria Theresia gemeint sei und wie sie auf dem Preßburger Landtag die Stände zur Begeisterung entflammt habe.

Sender hörte aufmerksam zu. „Das wär' auch ein schönes Spiel," sagte er. „Hat das noch niemand aufgeschrieben?"

Wild verneinte. „Und immer nur das Theater!" tadelte er dann. „Sonst magst du dir nichts merken."

„Was brauch' ich denn das andere?" entschuldigte sich Sender. „Übrigens weiß ich schon was: Vier große Königinnen kenn' ich schon! Die Königin von Saba, die zum Salomo zu Besuch gekommen ist, und die Königin Esther, die den Haman hat aufhängen lassen, und die Maria Theresia und dann die Elisabeth."

„Welche Elisabeth?"

„Die englische Königin, die unter Schaksburr gelebt hat!"

Wild lachte. „Woher weißt du das?"

„Wie ich Ihnen das Spiel vom „Schajlock" erzählt hab', haben Sie gesagt: „Das hat ein Engländer gemacht zur Zeit der großen Elisabeth." Aber von ihm redet noch jeder und von ihr? Also hat sie unter ihm gelebt!"

Derlei Aussprüche hoben wieder die Zuversicht des Lehrers. Ein gutes Gedächtnis, viel Verstand, ein rührend guter Wille waren ja vorhanden, vielleicht gelang es allmählich, dieses Chaos zu klären. Und er nahm die Arbeit mit neuem Mut auf.

So setzte sich der Unterricht fort bis tief in den Herbst hinein. Die Tage wurden kürzer und kühler, der Oktoberregen brach ein. Betrübt saßen Lehrer und Schüler unter einem Mauervorsprung der Kapelle, der ihnen leidlichen Schutz gewährte, und grübelten darüber nach, wo sie den Winter über zusammenkommen könnten. Doch war da guter Rat teuer, und so lange sie auch brüteten — sie fanden keinen Ausweg.

Aber die Sorge war leider überflüssig gewesen.

Als Sender am letzten Sabbat des Oktober trotz Sturm und Regen zur verabredeten Stunde zur Ruine kam, fand er den Soldaten nicht, obwohl er bis zum Einbruch der Dämmerung harrte.

„Das schlechte Wetter hat ihn abgehalten," tröstete er sich, aber es war ein schwacher Trost — wußte er doch, daß es ihn sonst nie abgehalten hatte.

In der Tat erwartete er auch am Dienstag, einem goldklaren, milden Herbsttag, seinen Lehrer vergeblich.

„Er ist krank", dachte Sender betrübt. Und nun erst wurde er inne, wie lieb ihm der sanfte, melancholische Mensch geworden.

Er beschloß, Erkundigungen nach ihm einzuziehen.

„Vielleicht", dachte er, „kann ich ihm doch heimlich ins Spital eine Labung zukommen lassen oder etwas Geld."

So schlich er denn um das Militärlazarett herum und sann auf ein Mittel, wie er sich mit dem Freunde in Verbindung setzen könne. Da sah er einen Mann vom Fuhrwesen herbeikommen, der den Arm in der Schlinge trug. An diesen trat er heran.

„Weg — varfluchte Jud'!" rief der Soldat grimmig. Es war ein Tscheche mit rohem, stupidem Gesichte, der das Deutsche nur gebrochen sprach.

„Entschuldigen Sie zur Güte . . ." begann Sender demütig.

„Schweig, Hund!"

„Aber Herr Feldwebel! — möchten Sie nicht fünf Kreuzer verdienen?"

Das wirkte. „Jo — gib — Jud'!

„Dann müssen Sie mir aber zur Güte sagen, ob Ihr Kamerad Heinrich Wild da drinnen ist?"

„Is Hund!" schrie der Soldat und wurde krebsrot vor Zorn, „hot mich gehaut mit Sabel — hot Martin gehaut — hot Vorreiter gehaut —"

„Gott beschütz' uns," rief Sender erschreckt. „Wie ist das zugegangen?"

„Wozu frogst, Jud'?"

„Weil er —" Sender stockte und log dann rasch: „Weil er mir Geld für Schnaps schuldig ist."

„Hoho!" gröhlte der Soldat, „kriegst nie Geld, Jud'! Wild pritsch — kaput!"

„Tot?!" rief Sender, und sein Herz stand still vor jähem Weh.

„Heut' nicht. Ober morgen, übermorgen. Is zu Stab geführt — Stab in Kolomea — wird erschossen!"

„Erschossen!" stöhnte Sender.

„Is Rebell, is Hund varfluchte — verdient Strick, nicht ehrliche Kugel."

„Aber wie ist das zugegangen?"

Dem armen Burschen versagte die Stimme.

„Zuerst gib fünf Kreuzer, Jud'!"

Nachdem er die Kupferstücke erhalten, erzählte der Soldat: „Weißt, Jud' — Wild is Tückmäuse gewesen, Student varfluchte. Nix lustig! nix Madel! nix Schnaps! Mir hab'n ihn alle nit leiden können, Herr Hauptmann sogt immer: „Tückmäuse hochverratige!" Kummt Herr Hauptmann Freitag Nacht in Kasern', kummt in Schlossaal, sogt Trumpeter: „Allarm blosen, will sehen, ob Ordnung is." Trumpeter blost. Mir springsme alle auf, Wild auch. Ober da follt ihm Büchel heraus, wos hot getrogen unter Hemd. Will schnell verstecken, ober Herr Hauptmann sieht und schreit: „Büchel her!" Wild wird wie Leiche, sogt: „Ich geb' nicht!" Schreit Herr Hauptmann: „Soldaten, reißt's ihm Büchel weg." Wir auf Wild. Ober Wild auf Bett, reißt Sabel heraus, fuchtelt herum, schreit: „Wer mich anrührt, wird kaput!" Wir doch auf ihn. Ober er haut mich mit Sabel und Kamerad Martin und Vorreiter. Endlich hab'm ihn doch gepackt und gebunden. Wie Herr Hauptmann Büchel aufschlagt, schüttelt er Kopf: „Is ja von Pfaffen, konn nit verboten sein!" Ober donn liest er im Büchel, zittert vor Wut, sogt: „Hund wird erschossen." Und Samstag hot Wild fünfzig Stockstreich gekriegt, bis is liegen geblieben wie tot. Ober heut früh sogt Herr Doktor: „Konn transportiert werden!" Laßt Herr Hauptmann auf Wagen loden, zu Kriegsgericht führen, zu Stab in Kolomea . . . ."

„Und was wird mit ihm geschehen?" jammerte Sender.

„Worum schreist, Jud'? Moch Kreuz über dein Geld — kriegst nie mehr! Wird erschossen, Hochverrate verfluchte!"

Der Soldat ging.

Betäubt blieb Sender stehen, als hätte ihn der Blitz getroffen. Die Tränen rannen ihm unablässig über die Wangen, er empfand es kaum. Es war ihm dumpf im Hirn und weh im Herzen, sehr weh.

(Fortsetzung folgt.)

Denk es, o Seele!

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde,
Ein Rosenstrauch, wer sagt,
In welchem Garten?
Sie sind erlesen schon,
Denk es, o Seele,
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachsen.

Zwei schwarze Rößlein weiden
Auf der Wiese,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.
Sie werden schrittweis gehn
Mit deiner Leiche;
Vielleicht, vielleicht noch, eh
An ihren Hufen
Das Eisen los wird,
Das ich blitzen sehe!

Mörike.

Die Alten und der Tod.

Als es mit Plato († 347 vor Christi Geburt) zum Sterben kam, sprach er zu seinen Kindern:

Liebe Kinder, ihr sollt nicht meinen, wenn ich nun von euch scheide, daß ich gar dahin sei, wie ein Tier. Denn solange ich bei euch gewesen, habt ihr auch den Geist, der diesen Leib regiert hat, nie gesehen, sondern allein durch seine Wirkung erkannt. — Ich scheide von hinnen, als aus einem Gasthof, nicht als aus einer Wohnung. Denn Gott hat uns hier auf Erden nur eine Herberge gegeben, nicht ewig dazubleiben, sondern zu reisen. O, des seligen Tages, wenn mein Geist nun kommen wird unter die Gesellschaft der himmlischen Geister und zum göttlichen Rat! Und wenn mir Gott verliehe, daß ich wieder jung werden könnte, so wollte ich es doch nicht tun; denn was hat dies Leben anders denn Mühe und Arbeit?

*

Und Seneka sagt, als er seine letzte Stunde nahen fühlt:

Wie uns der mütterliche Schoß neun Monate lang umschlossen hält und nicht für sich, sondern für den Raum vorarbeitet, in welchen wir gleichsam entlassen zu werden scheinen, sobald wir fähig sind, Atem zu schöpfen und im Freien auszudauern; so reifen wir in dem Zeitraum, der von der Kindheit bis zum Greisenalter reicht, für eine andere Geburt. Ein anderer Ursprung erwartet uns, ein anderer Stand der Dinge. Noch können wir den Himmel nicht anders, als aus der Ferne ertragen. Deshalb schaue unverzagt auf jene entscheidende Stunde hin; sie ist nicht für die Seele die letzte, sondern für den Körper. Alles, was um dich her liegt, betrachte gleichsam als Reisebündel in einem Gasthause; du mußt vorübergehen. Die Natur durchsucht den Zurückkehrenden, wie den Eintretenden. Du darfst nicht mehr mit herausnehmen, als du hereingebracht; ja sogar von dem, was du zum Leben mitgebracht hast, muß ein großer Teil abgelegt werden. Diese Haut, die dich umgibt, deine letzte Hülle, wird von dir genommen werden. Das Fleisch und das darunter fließende und durch den ganzen Körper hin und her laufende Blut wird von dir genommen werden; die Knochen und Nerven, die Bindemittel des Flüssigen und Wankenden, werden von dir genommen werden. Jener Tag, den du als den letzten fürchtest, ist der Geburtstag der Ewigkeit.

Wie große Männer starben.

Napoleon gab im Fieber das merkwürdigste Schauspiel. Erst feierlicher Abschied auf dem Totenbett, wobei der verkannte Kaiser wie Talma spricht: „Ich habe allen Grundlehren Gerechtigkeit widerfahren lassen. . . . Bleibt dem Ruhme treu, den wir errungen.“ . . . Dann aber im Fieber ruft der Bewußtlose die Generale, die alten, nicht die aus verzweifelter Zeit: „Desaix, Massena, ah... ach... der Sieg entscheidet sich für uns . . . eilen Sie, drängen Sie vor zum Angriff . . . Frankreich . . . in Waffen . . . Spitze der Armee . . .“ Auch Lord Byron fieberte, und er spricht zu seinem treuen Diener von den beiden Menschen, die er am meisten geliebt hat: „Meine liebe Ada, bringe ihr meinen Segen und meiner Schwester Augusta . . . mein Kind, meine Schwester — — — Du weißt alles...“ und zuletzt flüstert der melancholische Abenteurer: „Ich muß nun schlafen.“ Friedrich der Große fieberte nicht, er arbeitete; zwei Tage vor seinem Tode entschuldigt er sich bei seinen Sekretären, er hätte keine Zeit mehr zu verlieren, sie müßten um vier Uhr früh kommen. Aber aus seinem letzten Traumgesicht spricht er die wunderbar doppelsinnigen Worte des Generals und Philosophen: „... La montagne est passée... nous irons mieux . . .“ (Der Berg ist überschritten, wir werden jetzt besser vorankommen.) Erschütternd ist das Sterben Michelangelos und Beethovens: Michelangelo war fast 90 Jahre, da stand er in seinem kalten Raum, den unermüdlichen Meißel in der Rechten, vor sich sein Grabmal, das er selber schuf. Es war Nacht, er trug ein Talglicht auf der Kappe. Schlaflosigkeit nennt Vasari, Studium des Lichtes nennen die Ästhetiker als Grund. Uns steht wie eine Vision der größte Skulptor vor dem Auge, wenige Tage vor seiner Vollendung. Dann trifft ein Schüler den Greis, wie er im Garten umherirrt, im Regen. „Was soll ich tun? Ich finde nirgends Ruhe!“ Und er setzt sich drei Nächte vor den Kamin und blickt in das Feuer; dann sinkt er hin. Sein Bruder, über die Jahrhunderte hinweg ihm gleich an Dämonie und Einsamkeit — Beethoven erweist beides noch einmal in den Umständen seines Todes. Auf dem Lande wird sein Leiden verschlimmert, auf einem Milchwagen kommt er heim; zwei Ärzte versagen den Dienst, weil er zu weit wohne. Der Neffe, den er zum dritten sendet — der nämliche, dem seit Jahrzehnten seine Sorge galt — der Neffe sagt es einem Kellner, der Kellner vergißt es; nach drei Tagen kommt ein Arzt. Zwischen ungeheuren Plänen und Skizzen zu Werken, die eine neue Kunst bedeuten, wird er fünfmal operiert. Dann stürzt er in einen Kampf mit dem Tode, zwei Tage und zwei Nächte lang. Zwischen Donner und Hagel, Schnee und Blitzen, in einem Märzgewitter sinkt Beethoven zurück. Wielands letzte englisch gesprochenen Worte waren: „Sein oder Nichtsein, das ist die Frage.“ Als man Schopenhauer fragte, wo er begraben sein wollte, sagte er: „Es ist mir einerlei, sie werden mich finden.“ Dann starb er, 72jährig, in die Ecke seines Sofas gedrückt, unter dem Bilde Goethes — allein, nur sein Hund war bei ihm, den er Atma nannte. Und erst jüngst erlebten wir das Schauspiel eines großen Todes, als Tolstoi auf der Suche nach Wahrheit alles Seine hinter sich warf und in die letzte Einsamkeit entfloh.

Min Port.[1]

De Port is noch dar, geit apen un to,
Ok knarrt un jankt un klappt se as do.
Dar gung'n, die mir leef weern, ut un in:
De Fru, de Kinner, Verwandte un Frünn.
Wa oft, wenn se klapp, dat ik dacht: Wat nu?
So keem en Gesicht, dat ik reep: Dat büst du!
In'n Sünnschin weer't, Sünnschin op de Böm,
Sünnschin opt Gesicht, opt Gras un de Blöm,
Sünnschin int Hart — so keem't in de Port,
So gung't in un ut, Dag an Dag, jümmer[2]) fort.
Dar keem wul Regen un Snee mit mank,[3])
Dat weih, dat de Port in de Angeln jank,
Dat baller un klapp ik reep all binn:[4])
Süh dar! Wa schön! Kum man in! Kum rin!

Allmählich keem't — do gung Een ut de Port,
Darhin gung de Weg, un nu weer se fort.
Ja, rut weer se kam', torügg keem se nich,
Un mi — mi leepen de Tran'n vunt Gesicht.
De Sünn schien wedder, die Blöm de blöhn,
De Summer weer dar, und de Böm warn grön,
Ik hör de Port, wa se klappt un knarrt —
De Sünnschin kummt mi nich wedder int Hart.
Denn weer't en Anner — ok he gung fort,
Hoch weer he wussen hier achter[5]) de Port.
Dat Nest ward to lütt, de Vogel ward flügg,
He geit in de Welt, he winkt noch torügg:
Ade! Ade!

Un de Port, de knarrt,
Un ik sitt dar mit min eensam Hart.
So ward se still und stiller, min Port,
All wat mi leef, geit rut un blift fort.
Bekannte to vel, jümmer weniger Frünn,
Un endlich bliv ik alleen hier binn.
Un wenn de Port toletzt mal knarrt,
Denn ist't wenn man mi rutdregen[6]) ward,
Un denn vör en Annern geit se as nu,
Un he röppt to en Anner, wenn sie geit: Dat büst du!
Und de hier plant hett und sett de Port,
Em drogen se rut an en stillen Ort.

Klaus Groth.

---

[1]) Meine Tür; [2]) immer; [3]) dazwischen; [4]) drinnen; [5]) hoch war er gewachsen hier hinter der Tür; [6]) hinausgetragen wird.

Berühmte Grabinschriften.

Friedrichs des Großen: „Hier seine Asche, überall sein Ruhm."

Maria Theresias: „Sie brachte ihrem Volke Segen und ging getrost voll Zuversicht dem Tod als einem Freund entgegen. Ein Welteroberer kann dies nicht!"

Des Admirals Coligny: „Er lebte nur für Ruhm und Tugend und gab der Welt das Beispiel, daß er auch dafür zu sterben wisse."

Charlotte Cordays: „Das Verbrechen macht die Schande und nicht das Schafott."

Rafaels: „So lange er lebte, bangte die Mutter Natur, von ihm besiegt zu werden, um mitzusterben, als er starb."

Albrecht Dürers: „Was sterblich war von Albrecht Dürer, ruht unter diesem Stein."

Till Eulenspiegels (zu Mölln): „Diesen Stein soll niemand erhaben, ufrecht steht hie begraben Till Ullenspägels Gebein."

Joh. Sebast. Bachs: „Er erhob die Kunst des Spiels durch Lehre und Ausübung zum Vollendeten."

Schuberts: „Der Tod begrub hier einen reichen Schatz, aber noch größere Hoffnungen."

Des Astronomen Kepler (von ihm selbst): „Ich habe den Himmel gemessen, jetzt mess' ich die Schatten der Erde."

Herders (in Weimar): „Licht, Liebe, Leben."

Lessings: „Wie, Lessings Denkmal dieser Stein? — Es wird ein Denkmal dieses Steines sein!"

Bürgers (von ihm selbst): „Wie dieser liebte und litt kein Mann."

Deine Toten und Du.

Entschlafene kann man nicht wieder wecken, wohl aber können sie einem wieder lebendig werden.

Verewigte kann man nicht mehr täuschen, wohl aber noch enttäuschen.

Verstorbenen kann man nicht mehr dienen, wohl aber noch danken.

D. O. Hartwich.

Die Aster.

Eine Novellette von Richard Zoozmann.

Hoch in einer Dachstube war es, wo ein Knabe schon seit einigen Monden krank im Bette lag. Aber er war nicht traurig oder ungeduldig. Die gute Mutter wußte ihm die Zeit, wenn er nicht schlief, angenehm zu vertreiben — und er schlief sehr viel, denn das lag in der Art seiner Krankheit. Entweder gab sie ihm schöne Bilderbücher zum Betrachten, oder sie setzte sich, wenn es ihre Arbeit zuließ, selber an sein Bettchen und erzählte ihm schöne Märchen und Geschichten. Auch kleines Spielzeug wußte sie ihm zu verschaffen. Denn eine liebevolle Mutter ist niemals um Rat und Hilfe verlegen für einen kranken Sohn, auch wenn sie arm ist und in einer Dachstube haust. Und in der Nachbarschaft gab es viele hilfsbereite Leutchen, die dem Knaben gern Spielzeug und Bücher schenkten oder liehen, denn sie hatten ihn alle wegen seines freundlichen und bescheiden-munteren Wesens lieb und erinnerten sich oft seiner, als er noch vor Jahresfrist gesund und fröhlich mit ihren Kindern spielte und dabei immer artig und nie zanksüchtig war.

So hatte der Knabe niemals Langeweile. Aber die hätte er auch ohne Spielzeug und Bilderbücher kaum gehabt, denn er war ein beschauliches und sinniges Kind. Er freute sich über die weite Aussicht auf die roten und blauen Dächer und die grüngoldigen Kirchtürme, die er vom Bett aus zählen konnte, denn die Mutter pflegte bei Tage sein Bett ans Fenster zu rücken. Ihn entzückte die Sonne, die lange Strahlenbrücken durch die Fensterscheiben siebte, daß es aussah, als ob hunderttausend winzige Goldmückchen einen tollen Tanz aufführten. Viele Freude hatte er auch an den bläulichen Schwälbchen, die unterm Dachfirst des Nebenhauses gebaut hatten, und deren Familienleben er vom Füttern der Jungen an bis zu ihrem ersten Ausflug verfolgt hatte.

Die größte Freude aber hatte ihm bisher eine Pflanze gemacht, die in einem Topf auf dem Fensterbrette stand und schöne goldgelbe Blüten trug. Ja, Freude gemacht. Denn seit einigen Tagen kränkelte sie leider, und die Blüten waren abgewelkt. Nur eine einzige stand noch stolz auf ihrem Stengel, wie eine goldene Glocke an ihrem Pfahl, aber auch diese drohte von Stunde zu Stunde abzufallen.

Das stimmte den kranken Knaben sehr traurig, denn er fühlte sich geheimnisvoll durch die Fühlfäden seiner Seele irgendwie mit der schönen Blume verschwistert — als wäre ihr Leben auch das seine. Aber er empfand dies nur unklar und hätte es nicht in Worte kleiden können, wenn man ihn darum hätte befragen wollen.

Da hatte der Knabe in der nächsten Nacht einen seltsamen Traum.

Ein überirdisches Licht erfüllte plötzlich das Zimmer mit einem Glanz, der von einem Engel ausging, der in feierlichem Schweigen in der Mitte des Gemaches stand. Von seinem göttlichen Gesichte strahlte erbarmungsreiche Güte und verheißungsvoller Friede, so daß es zugleich todesernst und lebensfreudig anzusehen war. Ein blaßblaues Gewand, das mit goldenen Halbmonden und Sternen über und über bestickt war, hüllte seine Glieder in priesterlich-wallende Falten. Das Schönste jedoch waren seine Flügel, deren Federn wie der reinste Schnee schimmerten, aber einen schwarzen Saum trugen. Und indem sich der Engel dem Bette des Knaben näherte, bewegten sich langsam die Flügel, wobei ein seltsam kühler, aber angenehmer Dufthauch von ihnen ausging, etwa wie frischer Erdgeruch im erwachenden Frühling oder wie die Herbstluft, wenn sie über die enthüllten Fluren streicht.

„Wer bist du?" stammelte der Knabe und faltete die mageren Händchen wie zum Gebet.

„Ich bin dein Engel," sprach die Erscheinung, und ihre Stimme klang wie leise säuselnder Orgelklang. „Siehe, diese Blume hier ist gestorben, und ich werde sie knicken," fuhr der Engel fort, erfaßte die Pflanze und brach sie um, so daß sie mit der letzten welken Blüte auf dem Sande lag. „Aber sei nicht traurig, lieber Knabe, denn du sollst eine viel schönere erhalten. Siehe, diese schwarze Perle hier pflanze ich in deinen Blumentopf. Bald wird sie aufgehen und dich mit ihrer herrlichen Sternblüte erfreuen. Dann komme ich wieder zu dir, trage dich auf meinen Flügeln über Winde und Wolken hoch hinauf zum Himmelshofe, wo du in Herrlichkeit hausen und heimen kannst. Wirst dort kleine Schmetterlingsflügel bekommen, auf denen du dich von Busch zu Baum schwingen kannst, ja auch von Stern zu Stern. Wirst mit vielen frommen und lieblichen Knäblein und Mädchen spielen oder Engelstänze schlingen. Wirst auf den Wiesen des Paradieses die weißen Wolkenlämmerchen weiden, und wenn es dich abends müdet, so schläfst du in einem weichen rosigen Himmelbettchen und goldene und silberne Sterne singen dir ihr ewiges Wiegenlied."

„Ach, wird das herrlich werden," flüsterte der Knabe. „Kommst du bald, um mich dahin zu holen, lieber Engel?"

„Wenn die Zeit erfüllet ist," sprach der Engel und entschwand. — —

„Nun werde ich den Topf wegnehmen," sagte am andern Morgen die Mutter, als sie die geknickte Blume sah. „Sie ist verwelkt und erholt sich nimmermehr."

„Nein, Mutter, um Gotteswillen nicht, laß den Topf stehen", bat der Knabe und erzählte ihr das Begebnis der Nacht aus dem Traumborn seiner Erinnerung. Da wurde die arme Mutter sehr traurig; denn sie wußte, daß der Todesengel ihr Kind in dieser Nacht besucht hatte. Und sie ging hinaus, damit sie sich ungesehen von ihrem Sohn im Stillen ausweinen könnte.

Aber die Blume wuchs schnell empor. Und ihr Gedeihen war jetzt des Knaben einzige Freude; denn die munteren Schwalben waren fort, die Sonne schien nicht mehr so hell durch die Scheiben, und das Fenster wurde nicht mehr geöffnet, weil die Herbstluft rauh und dunstig war, so daß der Knabe auch nicht mehr die Dächer und Kirchtürme zählen konnte. Doch die Pflanze war größer und größer, und eines Tages sah man an ihrer vollen Knospe, daß bald ein herrlicher Stern aus der braunen Blätterrolle aufleuchten würde. —

„Morgen wird sich die Knospe öffnen", sagte der Knabe zur Mutter am Abend nach dem Nachtgebet — „morgen werde ich ihren goldenen Stern funkeln sehen."

Und wirklich war die Blume am andern Morgen zu einem herrlichen Wunderstern aufgeblüht; aber der Knabe sah es nicht, denn der Engel hatte sein Versprechen gehalten und ihn in dieser Nacht mit sich in den Himmel genommen . .

Die Mutter pflanzte die Aster auf den grünen Hügel ihres Lieblings, und sie wurde mit der Zeit ein richtiges kleines Bäumchen, an dessen leuchtender Farbenfülle sich viele Menschen erfreuten, so daß auch sie Astern pflanzten auf die Gräber ihrer teuren Abgeschiedenen.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.